
KRISE DER WIRTSCHAFTSTHEORIE

Rezension von: Daniel Bell/Irving
Kristol (Hrsg.), *Die Krise in der
Wirtschaftstheorie*, Springer-Verlag,
Berlin – Heidelberg – New York 1983,
295 Seiten

I

Die Entwicklung der Nationalökonomie nach dem Zweiten Weltkrieg nahm einen einheitlichen, weitgehend konfliktfreien Verlauf: Samuleson vertrat mit seiner sog. „neoklassischen Synthese“ die Auffassung, „keynesianische Theorie sei vereinbar mit der Marshallschen Tradition“ (Dean, S. 21) und wurde damit bestimmend für die weitere Entwicklung der Wirtschaftswissenschaften. Steuerung der aggregierten Nachfrage zur Vermeidung sowohl von Arbeitslosigkeit als auch von Inflation (Erhöhung der aggregierten Nachfrage bzw. Senkung der aggregierten Nachfrage) war die wirtschaftspolitische Konsequenz dieser Analyse. Die Phillipskurve als stabiler „trade-off“ zwischen Inflation und Arbeitslosigkeit stellte zwar die gleichzeitige Erreichbarkeit dieser wirtschaftspolitischen Ziele in Frage, verstärkte jedoch die Vorstellung, „man könne nun die Volkswirtschaft in noch entscheidenderer Weise ‚managen‘ aufgrund der ‚Menüwahl‘“ (Modigliani, zitiert bei Bell, S. 85). Doch die großen ökonometrischen Modelle, diese „magischen Kristallkugeln“ (Willes, S. 106) moderner Ökonomen, „haben glatt versagt“ (Willes, S. 107): Inflation und Arbeitslosigkeit stiegen gleichzeitig an. Daran zerbrach schließlich der „keynesianische Konsens“ (Dean, S. 20).

In dem vorliegenden Buch „Die Krise in der Wirtschaftstheorie“ nehmen zwölf Ökonomen Stellung zum heutigen Stand der Wirtschaftstheorie. Die gegenwärtige Uneinheitlichkeit und Zersplitterung zeigt sich auch daran, daß nicht weniger als acht Autoren – Arrow, Davidson, Hahn, Kirzner, Leibenstein, Meltzer, Nell, Willes – unterschiedliche Positionen vertreten, während nur vier – Bell, Dean, Drucker, Kristol – quasi als Beobachter eine umfassendere Einschätzung unterschiedlicher Ansätze versuchen.

II

Um die Ursachen der gegenwärtigen Krise zu lokalisieren, skizzieren die meisten Autoren kurz die historische Entwicklung der Wirtschaftstheorie aus ihrer Sicht.

Für Drucker war das entscheidend Neue an der keynesianischen Revolution die Betonung der Nachfrage, an Stelle des Angebots, und die Umkehrung der Beziehung zwischen nominalen und realen Größen. War für vorkeynesianische Theorien Geld der „Schleier der Realität“, so stellen in der keynesianischen Wirtschaftstheorie „Güter, die Produktion und Arbeit, den ‚Schleier der Realität‘ dar; . . . diese Dinge werden durch die Geldphänomene bestimmt“ (Drucker, S. 7). Diese Theorie muß – gemäß Drucker – an der Erklärung der gegenwärtigen wirtschaftlichen Probleme – er sieht sie in einer Krise der Produktivität und einer Krise der Kapitalbildung – scheitern, die originär reale Probleme betreffen und eben nicht von monetären Größen abhängen.

In einer ähnlichen Richtung suchen die – von Dean (S. 27) so kategorisierten – „Reaktionäre“ die Ursache der Schwierigkeiten in der Nationalökonomie: Monetaristen und Vertreter der Schule der rationalen Erwartungen folgen Friedman's Neuformulierung der Quantitätstheorie und kehren damit im Prinzip zu der vorkeyne-

sianischen Position zurück. Konzepte wie die Phillipskurve ermangeln daher – Meltzer zufolge – jeglicher theoretischer Fundierung. Wirtschaftspolitische Programme auf dieser Basis müßten daher fehlschlagen; dieses Fehlschlagen kann jedoch auf keine Krise der Wirtschaftstheorie hindeuten.

Friedman argumentierte in seiner Theorie der natürlichen Arbeitslosenrate, daß nur unerwartete Preisänderungen auf reale Größen wie die Beschäftigung Auswirkungen haben.

Radikaler drückt es Willes als Vertreter der Schule der rationalen Erwartungen aus: Bei wiederholten wirtschaftspolitischen Maßnahmen werden nur *irrationale* Wirtschaftssubjekte von den dadurch ausgelösten Preiseffekten überrascht. Verhalten sich die Wirtschaftssubjekte hingegen rational, können durch (systematische) Wirtschaftspolitik keine unerwarteten Preiseffekte und damit auch keine realen Wirkungen erzielt werden.

III

Diese Rückkehr zur vorkeynesianischen Position bezüglich der Rolle des Geldes bleibt innerhalb des Sammelbands nicht unwidersprochen: Arrow akzeptiert diese Position zwar für die Analyse von Gleichgewichten, argumentiert jedoch, daß für die Analyse von Ungleichgewichtsprozessen relative Preise alleine zur Bestimmung der Bewegung von realen Größen nicht ausreichen: Auch ohne Berücksichtigung von Geld hängen erstens die relativen Preise selbst von der Wahl des numerairs ab. Zweitens werden Investitions- und Sparentscheidungen – bei Fehlen von vollständigen Zukunftsmärkten – nicht von relativen Preisen allein bestimmt, sondern auch von Erwartungen bezüglich Absatzmöglichkeiten von Gütern und Wertpapieren, Erwartungen also über künftige Ungleichgewichte. Mit der

Berücksichtigung von Geld stellt sich zusätzlich die – noch nicht ausreichend beantwortete – Frage, wie sich nominelle Veränderungen auf reale und Preiseffekte aufteilen.

Auch Hahn akzeptiert die Gültigkeit eines Arrow-Debreu-Gleichgewichtsmodells im Rahmen seiner Spezifikation, ist sich aber der Beschränkungen dieser Spezifikation im Hinblick auf die beantwortbaren Fragen bewußt. Als problematische Punkte diskutiert Hahn die Annahme von sog. „großen“ Wirtschaften – dadurch werden Machtphänomene ausgeschlossen –, von vollständigen Zukunftsmärkten – dadurch wird das Phänomen der Zeit wegdefiniert – und die „schemenhafte Figur“ (Hahn, S. 164) des Unternehmens. In diesem Modellrahmen können monetäre Fragen nicht beantwortet, Aktienmärkte nicht erklärt, bestimmte Arten von Unsicherheit und Markterwartungen nicht behandelt werden. Der „richtige Weg“ (Hahn, S. 171) zur Lösung dieser Probleme liegt für Hahn in der Entwicklung einer neuen, nicht-walrasianischen Gleichgewichtstheorie, in der auch unfreiwillige Arbeitslosigkeit analysiert werden kann und damit keynesianische Wirtschaftspolitik wieder Berechtigung erlangen wird.

Davidson als Vertreter der sogenannten Postkeynesianer kritisiert das Arrow-Debreu-Gleichgewichtsmodell in ähnlichen Punkten wie Hahn: Auch er wirft diesem Modell Vernachlässigungen von historischer (irreversibler) Zeit, von fundamentaler Unsicherheit (die nicht auf bloßes Risiko reduzierbar ist), von ökonomischen und politischen Institutionen (und den damit verbundenen Machtaspekten), sowie der zentralen Rolle von Geld vor. Als Konsequenz spricht Davidson jedoch allgemeinen Gleichgewichtsmodellen generell die Fähigkeit ab, zur Lösung von Problemen in der realen Welt einen Beitrag liefern zu können.

IV

Weit fundamentaler als Arrow, Hahn oder Davidson kritisiert Bell den Versuch, in realen Beziehungen¹ eine (zeitinvariante) Grundstruktur wirtschaftlicher Phänomene zu finden:

Dieses Suchen einer (zeitinvarianten) Grundstruktur ist erkenntnistheoretisch den Naturwissenschaften, insbesondere dem Beispiel der Physik, nachempfunden und muß notwendigerweise in einer Sozialwissenschaft scheitern, in der Strukturen durch den Menschen veränderbar sind.

In eine ähnliche Richtung zielt Kristol, wenn er auch den Postkeynesianern Rationalismus vorwirft: Ihre „kybernetischen“ Modelle weisen auf einer anderen Ebene die gleiche Strukturkonstanz auf, wie die von ihnen kritisierten mechanistischen Modelle der neoklassischen Synthese (Kristol, S. 275).

V

Eine grundsätzlich andere Ursache des Scheiterns der Modelle der neoklassischen Synthese orten die von Dean als Evolutionisten bezeichneten Ungleichgewichtstheoretiker: „Sie weisen darauf hin, daß die ... Makroökonomie an entscheidenden Punkten mit dem geheiligten neoklassischen Axiom einer umfassenden Maximierung der Individuen ... auf dem mikroökonomischen Niveau unvereinbar war“ (Dean, S. 25), und arbeiteten an einer validen Mikrofundierung der keynesianischen Theorie.

Während Dean dieser Richtung die größten Zukunftschancen einräumt, erachtet Bell auch diesen Versuch als wenig zielführend: Die Volkswirtschaftslehre wurde zu einer wissenschaftlichen Teildisziplin mit dem Versuch, ökonomisches Handeln aus dem allgemeinen Kontext menschlichen (moralischen) Handelns als eine eigene – rein instrumentelle – Katego-

rie herauszulösen; spätestens seit Marshall wird ökonomisches Handeln als Rationalverhalten verstanden (Bell, S. 68). Diese „konstruierte“ Logik kann jedoch keinen autonomen, in sich konsistenten Bereich als Untersuchungsgegenstand abgrenzen – „ist, ungleich der Physik, nicht konstitutiv für eine einzelne zugrundeliegende Realität“ (Bell, S. 101) –, da in der realen Welt in historischer Zeit menschliches Handeln nicht auf Rationalverhalten reduziert, sondern nur als Einheit – zusammen mit „irrationalen“ Verhalten – verstanden werden kann. Bell sieht die Zukunft der Volkswirtschaftslehre in einer stärkeren Verbindung zur Soziologie und fordert eine genauere Untersuchung von individuellen Wahlhandlungen und den Prozessen, die auf konkreten Märkten ablaufen.

In ähnlicher Richtung ortet Leibenstein eine Krise der herkömmlichen Mikroökonomik, die die beobachtbare Nichtausschöpfung von Kosteneinsparungsmöglichkeiten nicht erklären kann. Die Annahme von Rationalverhalten wird oft als Tautologie interpretiert; damit wird der Gültigkeitsanspruch der Theorie über Maßen ausgedehnt, während der Realitätsbezug verloren geht. Auch für Leibenstein kann an der Basis einer Theorie keine „konstruierte“ Logik, keine Tautologie stehen, sondern nur eine Tatsachenbehauptung (über reales Verhalten). In diesem Sinne möchte er auch seine Theorie der X-Effizienz verstanden wissen, in der Wahlhandlungen in einem dreistufigen Schema – in Abhängigkeit vom äußeren Entscheidungsdruck – beschrieben werden: Auf der untersten Stufe wird der Entscheidungsbedarf vom einzelnen überhaupt nicht wahrgenommen. Im „mittleren Bereich“ wird auf Grund von Gewohnheit, Tradition u. ä. entschieden und erst bei relativ starkem äußeren Druck kommen umfassende Maximierungsstrategien zur Anwendung.

Auch Kirzner als Vertreter der

„österreichischen“ Schule plädiert für eine Mikroökonomik, die radikal an der Erforschung des individuellen Entscheidungsverhaltens in realen Marktprozessen ansetzt. Eine zentrale Stellung sollten dabei auch Fragen des Wissens, der Erwartungen und des Lernens einnehmen. Wie Bell sieht auch er die Notwendigkeit, das statische Verständnis von Markt und Konkurrenz durch ein fundamental dynamisches, den Prozeßcharakter betonendes Konzept zu ersetzen.

Für Kristol sind diese Ansätze nicht ausreichend. Auch den „Neo-Österreichern“ wirft er Rationalismus – in einer zugegebenermaßen „interessanteren Version“ (Kristol, S. 268) – vor und kritisiert ihre Neigung, „die Menschen auf den wirtschaftlichen Menschen zu reduzieren“ (Kristol, S. 269). Selbst die – von Kristol so bezeichneten – Radikalen verlassen dieses rationalistische Weltbild nicht, sondern setzen bloß an die Stelle des Selbstinteresses Maslowsche Vorstellungen über eine Hierarchie der Bedürfnisse.

VI

Als dritten Krisenschauplatz ortet Drucker die Werttheorie und schlägt als deren neue Grundlage die Produktivität vor, „das auf Ressourcen über menschliche Arbeit angewandte Wissen – die Quelle allen wirtschaftlichen Werts“ (Drucker, S. 18). Eine solche Theorie könnte mit Sraffa an den Prinzipien klassischer Ökonomen anschließen, die die Ursache des Wertes in der Beziehung Mensch-Produktion gesehen haben. Damit würde sie auch in keinem unüberwindbaren Gegensatz mit der Arbeitswertlehre stehen,

die Nell als Alternative zur kritisierten neoklassischen Werttheorie anbietet und in ihren neueren Entwicklungen schildert.

VII

Ein allgemeines Resumée über einen Sammelband zu ziehen, ist immer schwierig; besonders bei so heterogenen Beiträgen wie im vorliegenden. Der Band ist aber gerade deswegen anregend zu lesen, weil führende Nationalökonominnen aus völlig unterschiedlicher Perspektive Antwort auf die Frage nach der Zukunft der Volkswirtschaftstheorie zu geben versuchen. Hervorzuheben erscheint mir, daß die Diskussion nicht auf den traditionell abgesteckten Rahmen der Disziplin beschränkt bleibt, sondern daß auch – etwa in den Beiträgen von Bell und Kristol – das wissenschaftstheoretische Selbstverständnis der Ökonomik in Frage gestellt wird. Auf dieser Ebene scheinen die gravierendsten Probleme zu liegen, möchte man die Volkswirtschaftstheorie nicht als normative, sondern (auch) als erklärende Wissenschaft verstehen.

Ingrid Kubin

Anmerkung

- 1 Für Bell stellen übrigens auch die neoklassische Synthese und die Phillipskurve letztlich Versuche dar, der realen Grundstruktur Gültigkeit zu verleihen: Beide begründen konkrete Mechanismen, die eine Abweichung von dieser Grundstruktur ermöglichen, ohne diese jedoch fundamental in Frage zu stellen.